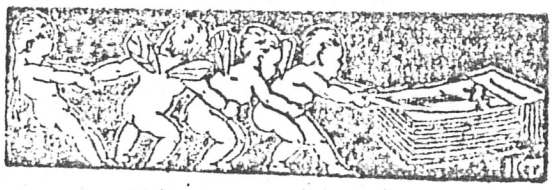
3638 16.02.1928 Do

A:
J: Zu Guenne's Vortrag über moderne französische Malerei.



Abreißkalender.

Der Vortrag, den Herr Guenne am Sonntag im Volksbildungsverein über moderne französische Malerei gehalten und über den Robert Thill hier so gewissenhaft berichtet hat, fordert zur Glossierung heraus.

Er hatte den großen Fehler und den großen Vorzug leidenschaftlicher Einseitigkeit.

Man kann es Herrn Guenne nachfühlen, daß er für die Modernen schnaubend ins Zeug geht. Denn von selbst setzen sie sich nicht durch. Die Anschauungen des Konsumentenpublikums bewegen sich zu tief in alten Geleisen, als daß sie ohne Druck und Schub in eine neue Richtung geleitet werden könnten. Die Maler, deren Bilder heute das Rennen machen, waren in ihrer Jugend und viele noch im Alter dem Verhungern nahe. Zwischen die Maler und die Käufer schob sich der gerissene Impresario, der die Bilder erst aufstapelte, dann dafür eine betäubende Reklame machte und sie dann zu unerhörten Preisen losschlug. Für den Maler meistens zu spät.

Da geht man natürlich mit, wenn einer auf dem Podium steht und begeistert das neue Evangelium predigt.

Aber Herr Guenne wird eine kleine unschuldige Parallele erlauben.

Sein Vortrag war in der Form glasklar und stilistisch von akademischer Vollkommenheit. Seine Perioden rollten ab, wie Musik, es war ein klassischer Rhythmus darin, der wohltat.

Er hätte uns futuristisch, kubistisch kommen können. Er hätte eine Sprache reden können, die vor stilistischer Eigenart gefunkelt und die niemand verstanden hätte. Ganz, wie manche Bilder der Modernen von gestern von niemand verstanden werden.

Aber Herr Guenne redete seine Rede in klassischer Klarheit. Warum? Weil es ihm anders nicht lag, oder weil er, trotzdem es ihm anders gelegen hätte, von seinen Zuhörern verstanden werden wollte.

Kann es nun nicht sein, daß die Maler, die er als Akademiker brandmarkt, die Laurens, die Bastien-Lepage, die Rochegrosse, Henner, Chavannes, wahrscheinlich auch Meissonier, Detaille, de Neuville u. s. w. u. s. w. — daß diese „ordenbehängten, beamteten Nichtskönner" malten, wie sie malten, weil sie verstanden werden wollten?

Denn es ist immerhin etwas, verstanden zu werden, auch wenn man sich dafür dem Fassungsvermögen der Kunstkonsumenten anpassen muß.

Heldenhafter freilich, brausender und jauchzender ist es, sich die Welt um die Ohren schlagen und so malen, wie man sagt, daß man malen muß. Aber dann muß man wirklich auch so müssen, weil man muß, nicht, weil man es andern abgeguckt hat. Wer es aus zweiter Hand tut, ist schon nicht besser, als die Alten.

Die Losung heißt: Jeder soll die Dinge malen, wie er die Dinge sieht. Daraus wird abgeleitet, daß er die Dinge überhaupt nicht zu malen braucht, sondern nur das, was ihm ihr Anblick suggeriert.

Was für die Jungen gilt, sollte Herr Guenne auch für die Alten gelten lassen: daß sie die Dinge malen dürfen und müssen, wie sie sie sehen. Das Publikum entscheidet, ob es die Dinge sieht, wie die einen oder wie die andern.

Die Zeit wird die Spreu vom Weizen sondern. Die Zeit ist nicht gestern, ist nicht heute und ist nicht morgen. Ihre Wechsel sind auf längere Sicht. Und dann mag es sein, daß eine Zeit, in der Riembrandt (Riembrandt, Herr Guenne, nicht Manbran) noch immer als großer Maler gelten wird, die Akademiker und Sezessionisten und Pleinairisten und Pointillisten und alle Isten miteinander durchs Sieb schüttelt, und daß ein Akademiker neben einem Im- oder Expressionisten in die Ewigkeit eingehen wird.

Jeudi 16 2 1928